Der Wolf.

Novellette von B. Herwi.

Ein elegantes Schlafzimmer ist zum Krankenzimmer geworden. Die Vorhänge sind zugezogen, eine verhüllte Ampel giebt nur gedämpftes Licht, dicke Teppiche machen die Schritte unhörbar. Die Pendule auf dem Kaminsims tickt leise, ein durchdringender Duft von Medikamenten, Parfüm und Blumen durchzieht das Gemach.

Die Thür zum Nebenzimmer öffnet sich ein wenig, ein schlanker, junger Mann tritt auf die Schwelle.

„Schwester, schläft sie?“ fragt er gedämpft.

Schwester Hanna tritt ihm entgegen.

„Ja, Herr Baron“, sagt sie, „seit einer Stunde, ebenso sanft wie gestern, das giebt wieder eine gute Nacht . . . o bitte, kommen Sie nicht herein, damit Ihre Frau Mutter nicht gestört wird!“

Sie folgt ihm in's Nebenzimmer und zieht die Thür hinter sich zu.

„Wie blaß Sie sind, Schwester Hanna, wie tief die schönen, hellen Augen liegen! 's ist kein Wunder, seit vier Wochen Tag und Nacht . . .“

„Nein, Herr Baron, schon längst nicht mehr die Nacht, ich gehe ja des Abends nach Haus, wie Sie wissen.“

„Dennoch müssen Sie mal an Erholung denken, Schwester Hanna! Ich kann das nicht länger mit ansehen . . . aber blicken Sie doch nicht immer nach dem Schlafzimmer, die Mutter klingelt ja, wenn sie etwas wünscht, und das Hausmädchen ist doch auch zu erreichen! Sie müssen sich Ruhe gönnen . . . so . . . setzen Sie sich mal hier in den Armstuhl, lehnen Sie das hübsche Köpfchen ein wenig an, und nun erfüllen Sie mir eine Bitte . . . ja? . . . Donnerwetter, hat aber das Frauenzimmer ein paar Augen, die fragen deutlicher als dringende Worte! Also . . . bitte, bitte, nehmen Sie einmal die häßliche Stiftshaube ab, die Sie entstellt, wirklich, Hanna, Sie entstellt . . .! So . . . ah — das prachtvolle Blondhaar, wie ist's zusammen gedreht und gewickelt, gerade wie ein goldiges Seil, — o — das muß Sie doch — aufgelöst — wie ein Mantel umhüllen . . .!“

Entzückt blickten die Augen des jungen, leichtsinnigen, hübschen Mannes auf das Mädchen, dessen Berufstracht Jugend und Anmuth doch nicht verbergen konnte.

„Ich kann es noch immer nicht begreifen, wie Sie so schwere Pflichten übernehmen können, und doch, welches Glück für mich, wer weiß, ob ich Sie sonst je kennen gelernt, je so viel trauliche, einsame Stunden dort drinnen mit Ihnen verbracht hätte . . .“

„Die Frau Baronin war sehr krank“, sagte sie, fast vorwurfsvoll.

„Aber, gottlob, nie gefährlich, Schwesterlein! Sie haben nur immer mir gegenüber die strenge, abweisende Miene aufgesetzt. Anfangs ließ ich mich auch einschüchtern, auch kam Mitleid hinzu, meine Mutter hat Sie tüchtig gequält . . . gewiß . . . es ist so . . . aber wiederum haben Sie ihre ganze Liebe sich errungen, ja, ja, ja, süße Hanna, wir beide lieben Sie, die Mutter und der Sohn, — fühlen Sie das nicht?“

Er war ganz nahe zu ihr getreten, hatte versucht, ihre Hände zu ergreifen, die sie zitternd an einander gepreßt. Wie kühl sie sich anfühlen, und wie das Köpfchen glühte, wie das Herz schlug! Bis zum Halse hinauf empfand sie das Pochen.

„Hanna! Mädchen!“

Es durchrieselte sie.

Plötzlich aber sprang sie auf, strich sich instinktiv den Scheitel glatt, setzte mit fliegenden Fingern das weiße Schnebbenhäubchen wieder auf, dann eilte sie rasch zur Thür . . .

Aber Baron Eberhard war schneller als sie. Er stellte sich mit dem Rücken gegen die Portiere, die Arme weit ausgebreitet, leise, aber eindringlich sie abwehrend. „Sie würden die Schlafende wecken und erschrecken . . . bleiben Sie hier, Hanna, seien Sie lieb; hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe, so, kommen Sie hier an's Fenster! Sehen Sie nur die lange Kette von Wagen, Alles eilt dem Vergnügen zu, drüben an der Ecke im neuen Festsaal ist heute der letzte große Maskenball. Sie müssen sich auch zerstreuen, müssen mal auf andere Gedanken kommen, kennen Sie nicht den Spruch:

Freude ist ein Zaubersaft,
Neue Lust giebt neue Kraft.

Soll denn Ihre Jugend gar keine Rechte haben, Ihr Lebenskalender nie einen Feiertag aufweisen, soll immer nur starre Pflicht, Entsagung, ja Kasteiung sprechen? Lechzt nichts in Ihrem Herzen nach Freude, nach Genuß?“

Ein tiefer Seufzer antwortete ihm. Freude — Genuß! Als ob sie je eine, wenn auch nur vorübergehende Stätte in ihrem Leben gefunden hätten, als ob dessen Wege nicht mit Arbeit, Sorge und Entbehrung gepflastert gewesen wären! Schwere Thränen fielen ihr die Wangen herab.

„Es geht nicht“, sagte sie resignirt, „es kann nicht anders sein.“ — „Warum nicht, Hanna, wollen Sie nur, und es wird anders werden! Werfen Sie doch einmal das langweilige Nonnenkleid ab, ich möchte Sie in hellen, bunten Farben sehen . . . geschmückt, phantastisch, glänzend . . . mit gelöstem Haar, mit entblößtem Arm und Hals . . . ich möchte Sie fest an die Brust drücken und nach Walzerweisen mit Ihnen durch den Saal fliegen . . .! Nein, nein, Hanna, ziehen Sie nicht die Hand zurück, mein geliebtes Kind, habe Du doch Vertrauen zu mir, sei mir doch auch ein bischen gut, mein Vögelchen, ich will Dir ja die Bauerthür ein wenig öffnen, damit Du in's Freie fliegen kannst, wo Licht erstrahlt, so huschst Du wieder hinein, Keinem bist Du Rechenschaft schuldig, Du versäumst keine Pflicht, ich will die großen, ernsten Augen auch einmal glänzen sehen, sage ja, Hanna, und komm' heute mit mir!“

Wie das klang und sie bezwang, wie sie sich schwach werden fühlte, und neue Empfindungen in ihre junge Brust zogen! So hatte noch Niemand zu ihr gesprochen, so überzeugend, zärtlich, flehend.

Und nun flüsterte er weiter von dem glänzenden Maskenball, der jetzt drüben beginnen sollte, auf dem sie beide, unkenntlich durch Larven, einige frohe, herrliche Stunden genießen würden.

„Lassen Sie mich, um Gottes willen, nein, die im Stift wissen es ja gleich, wenn ich nicht zur Zeit kommen werde!“

„Man sagt einfach, daß Sie hier bleiben müssen, o, ich habe an Alles gedacht, schütteln Sie nicht so energisch den Kopf, Sie können nicht ahnen, wie ich mich auf diesen Abend gefreut! Unten beim Portier, der mir treu ergeben, liegt alles, was Sie gebrauchen, das Kostüm, das ich für Sie ausgesucht, Rothkäppchen sollen Sie sein, erst neulich haben Sie mir gesagt, wie sehr Sie die deutschen Kindermärchen lieben. Es ist eine anspruchslose Maske, sie fällt nicht auf und wird Sie doch sehr kleiden, das Goldhaar müssen Sie auflösen, bitte, bitte!“

„Und Sie Herr Baron?“ Hanna fragte es leise, fast widerstrebend.

„Nun“, lachte er, froh, daß sie darauf einging, „ich bin natürlich der Wolf, der dem Rothkäppchen auflauert, aber nein, nein, so grimmig werde ich doch nicht erscheinen, — ich werde der grüne Jägersmann sein, der das arme Märchenkind befreit. Nun Hanna, seien Sie lieb, hier meine Hand, schlagen Sie ein, Sie werden sich köstlich amüsiren! Um zehn Uhr erwarte ich Sie drüben am Eingang. Der Portier und die Frau sind von allem unterrichtet. Also Ihre Hand darauf, Ihre liebe, kleine Hand, so, in zwei Stunden also auf Wiedersehen!“

In zwei Stunden!

Sie steht noch immer auf demselben Fleck und starrt auf die Straße hinunter.

So lange er da war, stand sie wie unter seinem Bann, jetzt kehrt die Ueberlegung wieder.

Soll sie es wagen, darf sie es? Wäre es nicht schrecklich leichtsinnig, sich so bethören zu lassen, seinen einschmeichelnden, verlockenden Worten zu lauschen, Worte, wie sie noch nie an ihr Ohr gedrungen? Neu und ungewohnt war ihr diese Art von Huldigung von einem so verwöhnten, hübschen Mann, bei dessen Erscheinen ihr Herz stets so seltsam geschlagen, an den sie gedacht in vielen durchwachten Nächten.

Und hatte sie nicht auch ein Recht auf Glück, auf Lebensfreude? Wie trübe war ihre Kindheit, ihre Jugend gewesen, kaum von einem Sonnenstrahl erhellt! Würde das schon Pflichtverletzung sein, wenn sie sich einmal einem doch nicht unerlaubten Vergnügen hingab? Wie rührend sorgfältig er alles vorbereitet hatte! Rothkäppchen, ja, das würde ihr gefallen, das müßte kleidsam sein, das Bauernröckchen und das rothe Tuch, das Mullhemdchen und das schwarze Sammetmieder! Ob er auch wohl an ein Körbchen gedacht hat? Nun, sie wird ja sehen, gleich, nur noch einmal will sie hinein zur Frau Baronin, auf den Zehenspitzen die letzten Besorgungen zur Nacht machen, den Schein der Ampel noch mildern.

Ruhig athmet die Schlafende, sie lächelt, gewiß träumt sie vom Sohn, vom Einzigen, den sie abgöttisch liebt, maßlos, bis zur Verblendung, dessen glänzende Zukunft, dessen Lebenshoffnungen ihre einzige Sorge bilden.

Leise schlüpft Hanna hinaus. Kaum ist eine halbe Stunde seit seinem Fortgehen verflossen, noch ist's zu früh, ein Weilchen kann sie noch ruhen. Sie setzt sich in den Lehnsessel.

Wie still es ist!

Das leise Ticken der Pendule ist das einzige Geräusch, ein eindringlicher Duft von den Medikamenten, den Blumen wirkt fast betäubend, ah, wie die Ruhe ihr wohlthut! Eine süße Lässigkeit bannt ihre Glieder.

* * *

Sie denkt an all' die innigen, herzbewegenden Worte, an den feurigen Handkuß, an den zuversichtlichen Blick beim Scheiden. Wie er sich freuen würde, wenn sie käme! Ihr ist es wie eine Vision, als höre sie sein Dankesstammeln, als vernähme sie Musik, und nun ist's auch hohe Zeit, sich zu rüsten, jetzt kann sie getrost ihren Posten verlassen, hinunter mit Hut und Mantel zur Portierfrau gehen. Die Frau begrüßt sie und lächelt, o sie weiß mit Allem gut Bescheid, früher war sie Kammerjungfer bei der Baronin gewesen. Wie sie zur Eile treibt. Das Haar auflöst, daß es sie umwallt, nun die Sachen, richtig da, der rothe Rock, das Tuch, die kleinen Schuhe.

Die Frau schlägt die Hände zusammen. „So ein himmlisches Haar und so ein Jammer, wie das zusammengedrellt ist!“

Hanna sieht und hört alles wie durch einen Schleier, es ist ihr, als ob der Wagen vorüberflöge, direkt durch die Lüfte, bis er sie umfängt, dankbar, leidenschaftlich, bis er sie in den Saal führt, dessen Pracht sie blendet.

Sie vermag in dem glänzenden Chaos nichts zu unterscheiden, sie ist betäubt von dem nie Geahnten, sie weiß nicht, was die verkleideten, eleganten Gestalten vorstellen, sie weiß nicht, was er bedeutet, der sie an seinem Arm durch das Gewühl leitet, sie hört nur seine Stimme, die ihr so sonderbar klingt, sie sieht ihm nur in die funkelnden Augen, die durch die Maske glänzen. Geigen- und Flötenton umklingt sie, berauschenden Duft athmet sie ein, eiskaltes, perlendes, süßes Getränk gleitet durch die durstige Kehle, verwandelt ihr kühles Blut in flammende Gluth, immer feuriger wird Wort und Blick des Gefährten, immer verlangender die Küsse in's goldene Haar, auf den weißen Hals, und nun, plötzlich, allein mit ihm, willenlos von ihm fortgezerrt, die drohenden, brennenden Augen, der heiße Athem, ihr wird so Angst. „Die Maske fort!“ schreit sie. „Die Maske fort!“

Mit Hohngelächter reißt er sie ab, unverhüllt steht er ihr gegenüber, gar nichts Menschliches an ihm.

„Der Wolf, der Wolf!“ ächzt sie. „Hilfe, Hilfe!“

Er preßt sie an sich, um den Angstruf zu unterdrücken, wilde Gier erfaßt ihn, alles mädchenhafte Empfinden in ihr bäumt sich dagegen auf. Ist denn Niemand, Niemand da, der ihr helfen kann, der sie rettet?

„Hilfe, Hilfe!“ wie ein ersticktes Gurgeln dringt es von ihrem Munde, wie ein Röcheln: „Der Wolf, der Wolf!“

Schon giebt sie sich verloren, da, wie aus weiter Ferne ein Rufen und Läuten, ihr ist's, als vernähme sie ihren Namen: „Hanna, Schwester Hanna!“

Wo ist sie, was ist mit ihr vorgegangen? Verschwunden sind die Erscheinungen, sie spürt nicht mehr die lechzenden Küsse des Raubthieres, sieht nicht mehr von ferne den glänzenden Saal, hört keine bethörende Musik, sie trägt kein Maskenkleid, kein aufgelöstes Haar, still ist's umher, ganz still, da schlägt der bekannte Ton der Pendule zwölf Schläge.

„Ah!“ Ein tiefer Seufzer der Erleichterung. Wie erlöst athmet sie nun auf.

„Geträumt, nur geträumt, Gott im Himmel, hab' Dank, ach, es war entsetzlich!“

* * *

Sie erhebt sich vom Ruhesessel, ihre Blicke gleiten an ihr herunter . . . liebevoll streicht sie über die Falten des grauen Amtskleides — da — wieder das Lärmen, wieder der Ruf:

„Schwester Hanna!“

Sie stürzt an's Bett der Baronin. „Sind Sie endlich da, liebe Schloester . . . o, bitte, geben Sie mir die Hand . . . Hörten Sie nicht vorher einen Schrei . . . seltsam unterdrückt, ängstlich, und dann klagendes Wimmern?“

Es wird Schwester Hanna nicht schwer, die Erregte zu beruhigen; schwerer sind ihre eigenen Selbstvorwürfe zum Schweigen zu bringen.

Den Rest der Nacht weicht sie nicht vom Bett der Baronin.

Matt glänzt die Wintersonne durch die leicht verhüllten Fenster. Vormittag ist's. Die Frühstückszeit für die leidende Frau.

„Nun wird er bald kommen“, flüstert sie und sieht immer wieder nach der Uhr.

Und er kommt, noch früher als sonst, er neigt sich über die zarte Hand der Mutter und stellt die üblichen Fragen nach ihrem Befinden. Bleich und verstimmt sieht er aus, die matten Augen gleiten suchend durch's weite Gemach.

„So allein?“ fragt er.

„Die Schwester ist eben hinaus gegangen, die Bouillon zu holen. Weißt Du, lieber Eberhard, sie hat mir ein neues Stärkungsmittel empfohlen, Fleisch-Peyton — o sie scheint Bescheid zu wissen!“

Er verbeißt seinen Aerger.

Was der Mutter nur einfällt, plötzlich die Sorgsamkeit der gewohnten Pflegerin so hervorzuheben — als ob das nicht zu ihren Pflichten gehörte.

Ob denn die Bereitung der Erfrischung so lange dauern mag . . . solange läßt man doch die Patientin nicht warten, das war doch sonst nicht Hannas Art!

Er trommelt ungeduldig auf das Bouletischchen, das am Bett steht. Die Baronin fragt ihn etwas, er giebt zerstreuende Antwort.

„Sie fürchtet sich, hereinzukommen“, murmelt er. Nun geht die Thür zu dem Vorderzimmer, seine kahlen Züge bekommen einen gespannten, drohenden Ausdruck.

Schon schimmert das graue Kleid, schon leuchtet die weiße Haube, nun ist die Schwester im Zimmer und sagt kühl:

„Guten Morgen!“

Staunen, Schreck, Enttäuschung malt sich auf seinem Gesicht. Schnell wendet er sich zur Mutter. Eine Andere ist's.

Nicht Hanna's liebliche Erscheinung, sondern eine unschöne, eckige Person mit strengen, fast ästetischen Zügen.

„Seit wann, Mutter?“ stößt er hervor . . . „und warum?“

„Ach so, Eberhard, Du wußtest von nichts . . . ja, ich ward auch vorher damit überrascht.“

„Warum denn?“ wiederholt er nun und sieht die neue Schwester verbissen an.

Diese versteht ihn gleich.

Ganz vorsichtig richtet sie an dem Seitentischchen die Bouillon an. Er kann seine Erregung kaum verbergen.

„Ich löse Schwester Hanna ab, Herr Baron!“ sagt sie dann kalt und gleichgiltig.

„Unsere Statuten erlauben nicht das längere Verweilen auf einer Stelle, höchstens in ganz besonderen Ausnahmen. Schwester Hanna ist heute früh in's Mutterhaus nach Ostpreußen gefahren.“

Dann reichte sie der Kranken den erquickenden Trank.

„Ricke“.

Von Willy Weber.

Da saßen sie und warteten seit einigen Wochen auf den Einzug des Frühlings. Der hatte unten im Thale zwar schon glatte Arbeit gemacht, aber da oben in diesem weltverlassenen Dörfchen des Thüringer Waldes wurden ihm doch zu große Schwierigkeiten in den Weg gelegt. War doch Anfang März droben ein Schlitten im Schnee stecken geblieben und wenn jetzt am Mittag die Sonne die Landstraße aufthaute, kam des Nachts ein rauher Nord, der von Neuem eine Eisdecke brachte.

„'s ist bald nicht zu glauben,“ brummte der alte Oberförster Lindner, indem er eine mächtige Rauchwolke gegen die Decke blies. „Da fällt nun Ostern in diesem Jahre spät, aber wir in unserem Sibirien . . .“

„Ach, Vater,“ unterbrach ihn Gertrud, „desto schöner ists in unserem Sibirien dann im Sommer. Da beneiden uns ja die drunten im Thal um unsere luftige Höhe.“

In diesem Augenblick wurde am Fenster ein schmales, zartes Köpfchen sichtbar, ein paar kluge Braunaugen blickten ins Zimmer. „Die Ricke,“ rief Gertrud aus, „wie konnte ich nur so vergeßlich sein. Komm' rein, Rickchen —“ damit hatte sie die Thür geöffnet. Und über die Schwelle schritt ein junges Reh, ein wundervoll gebautes Thier, welches das Auge eines jeden Waidmannes entzücken mußte. Ohne jede Scheu trat es näher, beschnupperte wie zum Gruße die Hand des jungen Mädchens und schreckte nur wenig von der Rauchwolke zurück, die den Lehnstuhl des Försters einhüllte.

„Ricke“ war seit etwa drei Jahren beim Förster. Gertrud hatte das Thierchen zu Tode erschöpft und entkräftet hülflos im Walde gefunden, es hatte augenscheinlich mit dem einen Vorderfuß eine hart gefrorene Schneedecke durchtreten und die scharfen Ränder der Eiskruste hatten die Fesseln verletzt. Es war außer Stande, sich emporzurichten und hätte verhungern müssen. Da erschien Gertrud als Retterin in der Noth; sie nahm das Thierchen auf, trug es nach Haus, stärkte es durch Speise und Trank und legte ihm einen kunstgerechten Verband an. Das Thier erholte sich unter der Hand seiner sorgsamen Pflegerin überraschend schnell und war von einer solchen Anhänglichkeit und Treue, daß es bald den ersten Platz im Herzen Gertruds sich erobert hatte. Der Förster war zuerst brummig: Rehe seien doch keine Hausthiere, hatte er gemeint, aber schließlich hatte er sich in das Unvermeidliche gefügt und so war „Ricke“ wirklich zum Hausthier avancirt, das mit dem Rothkehlchen, das am Morgen einen Flug durch das Zimmer unternahm, ebenso gut Kameradschaft hielt, wie mit den Kühen im Stall und den beiden Jagdhunden, denen dies Stück „verkehrte Welt“ etwas sonderbar vorzukommen schien.

Jetzt war „Ricke“ sogar ein berühmtes Thier geworden, das man im ganzen Reich schon kannte. „Ricke“ war nämlich „entdeckt“ worden. . . Im Sommer vor zwei Jahren war's gewesen, da war der Maler Klinger in das einsame Forsthaus gekommen, eine unbekannte Größe in den Kreisen seiner Kunstgenossen und beim Publikum. Er war verärgert, verbittert, er fand keine Gelegenheit, seine Talente zu verwerthen, überall stieß er auf eine Cliquenwirthschaft, es gelang ihm nichts, gar nichts. — Da oben wollte er Ruhe finden, er wollte sich sammeln, er wollte mit sich selbst in's Reine kommen. Es kostete viele Mühe, den alten Förster zu bewegen, dem Fremdling die Oberstube des Forsthauses einzuräumen. Wenn sich da nicht Jung-Gertrud in's Mittel gelegt hätte, würde der junge Mann wohl oder übel wieder hinunter in's Thal steigen müssen. So durfte er bleiben — für wenig Geld und viel gute Worte.

Am ersten Morgen hatte man ihm den Kaffee im Wohnzimmer serviert, es sei oben nicht Alles in Ordnung, hatte sich Gertrud entschuldigt. Da hatte er sich denn Alles wohl schmecken lassen und sich dann in die Zeitung vertieft, die der Landbriefträger eben gebracht hatte. Er achtete nicht auf ein sonderbaren Geklapper, das sich ganz im Takt durch die Stube fortpflanzte, erst als er an der Hand einen warmen Athem und plötzlich etwas Kaltes, Weiches fühlte, blickte er erstaunt auf. Vor ihm stand dreist und gottesfürchtig — „Ricke,“ die ihn mit einem Blick neugieriger Scheu musterte. Voll Bewunderung hingen die Augen des Malers an dem reizenden Kopf an dem schlanken Hals, . . . es überkam ihn wie eine Offenbarung — das mußte er malen, das mußte er auf Leinwand bringen, die Haltung, den Blick des Thieres . . . Er sprang empor und . . . klapp, klapp, klapp, klapp war „Ricke“ aus dem Zimmer verschwunden.

Mit Hülfe der Vermittlung Gertruds schloß er bald Freundschaft mit dem Thier, das wohl glauben mußte, er gehöre zur Familie. „Ricke“ wurde sein Modell, das ihm umsonst „stand“ oder „saß.“ Er zeichnete Rehköpfe, Rehkörper, Rehfüße en face und in profil, springende, äsende, schlafende Rehe. Die Entwürfe sandte er den Redaktionen der illustrirten Zeitschriften ein, sie wurden acceptirt. Das ermuthigte den Maler, er vertiefte sich immer mehr in seine „Ricke,“ die seine ständige Begleiterin wurde. Jetzt wußte er endlich, was er wollte — Thiermaler wollte er werden.

Als er Abschied nahm von der Försterfamilie, ging er, erfüllt vom Eifer und von Siegeszuversicht. Der Förster knurrte ingrimmig, dieser Großstadtmann hatte ihm gar nicht imponirt. Mit dem Zeichenstift und Malpinsel hatte er ja umzugehen verstanden, aber eine rechtschaffene Jagdflinte hatte er nie in die Hand genommen. 's waren doch Jammerkerls, diese Großstädter. Na, mit so einem sollte ihm mal seine Trude kommen, den wollte er schon jagen. . . Seine Tochter war ein Försterkind, die wurde also auch eine Försterfrau — das war sh sicher, wie zweimal zwei vier.

Gertrud empfand das Fehlen des Hausgenossen schmerzlich. Sie kam sich einsam und verlassen vor, obschon der Maler seine Zurückhaltung ihr gegenüber nie aufgegeben hatte. Er würde schreiben, hatte er versprochen, er würde nie in seinem Leben vergessen, was er ihr und „Ricke“ zu danken habe, hatte er gelobt — aber was sind Versprechen, was Gelübde?

Doch das Versprechen hatte er gehalten, er hatte geschrieben, höflich, formell, aber doch in herzlichem Ton. Dann hatte er Zeitungen geschickt, in denen Notizen und Artikel blau angestrichen waren. Er hatte den zweiten Preis erhalten. Sein Bild „Ein Reh“ hatte in der Kunst-Ausstellung Aufsehen erregt. Dann aber war jede Nachricht ausgeblieben, Gertrud hatte aber gelesen, daß der Maler Klinger vom Ministerium ein Stipendum erhalten habe zu einer längeren Ausbildungsreise nach Italien.

* * *

„Nun kommt er daher mit Brausen,“ lachte der Förster am Charfreitag, als der Westwind bedenklich an den Fenstern des Forsthauses schüttelte und rüttelte. 's wird Ostern und das ist auch die höchste Zeit; wir sind von der Welt lange genug abgeschlossen gewesen.“

Gertrud ließ den Kopf hängen und „Ricke“ trippelte unruhig auf dem Hausflur auf und nieder.

„Was hat denn das Beest?“ fragte der Förster, „schon seit einigen Tagen läufts herum wie besessen.“

„Aber ich bitte Dich, Papa,“ antwortete Gertrud ganz ernsthaft, „Ricke“ wird Besuch erwarten — Osterbesuch da ist sie heute schon etwas aufgeregt.“

„Unsinn, brummte der Förster, „wer soll denn jetzt zu uns heraufkraxeln; man bricht ja seine sämmtliche Beine.“

Gertrud lächelte vor sich hin und fühlte nach ihrer Kleidertasche, in der ein Brief steckte, der am Morgen gekommen war und in dem. . .

— — Der erste Ostertag. Eben hatte die Sonne die ersten Strahlen über die Höhen des Gebirges geworfen, daß die Felsspitzen zu glühen schienen, während die Nebelmassen in phantastischen Formen in's Thal hinunter gedrückt wurden, da öffnete sich auch schon die Thür des Försterhauses. — Der Förster erschien in seiner Uniform, um sein Revier nochmals zu begehen. Vorher inspicirte er noch den Hühnerhof, die Ställe, die Hundehütten und kam auch in das „Heustadl,“ in dem „Ricke“ die Nächte zu verbringen pflegte. Die Thür war bis zur Hälfte geöffnet. Der Förster trat hinein, — „Ricke“ war nicht drin. Er sah aber das „Lager,“ er fühlte mit der Hand hinein, es war noch warm. „Vor 'ner Viertelstunde ausgerückt,“ murmelte er, „wo ist denn das Beest hin? Die ganzen Tage war's schon wie verdreht.“ Dann pfiff er dem „Dackl“ und marschirte hinaus.

Alle Wetter, was das ein Frühlingswind! Der Förster schlug den Kragen seiner Joppe hoch und steckte die Hände in seinen Jagdmuff. Und wieder kam ein Windstoß, daß ihm der Athem verschlagen wurde und er sich rasch umwandte. „Ach nu nee,“ knurrte er, „umwerfen laß' ich mich noch lange nicht.“ Und er bekräftigte seine Worte, indem er den Riemen der Feldflasche, die über seiner Schulter hing, nach vorn zog. Er schraubte den Verschluß auf und nahm einen kräftigen Schluck. Donnerwetter, das war ein guter Cognac — die Gertrud war doch ein Prachtmädel, daß sie so für ihn sorgte! Er suchte wieder gegen den Wind zu kommen; keuchend hastete er vorwärts. Dabei überlegte er sich die Sache. Was konnte denn nun schon heute früh im Revier passiren? Gar nichts! Diesen Dörflern da unten war freilich nicht zu trauen, die wilderten nach der Schwierigkeit. Aber wer sollte denn heute, am ersten Feiertage, bei diesem Wetter sich heraufwagen? Er hatte ja im Revier einen guten Hochwildstand, Prachthirsche, aber die warfen doch jetzt die Geweihe ab, die steckten in den tiefsten Dickichten, in die vermochte er selbst nicht zu dringen. Aber die Rehe? Die waren jetzt so scheu und außerdem lohnte es nicht, eins zu schießen; das Fleisch war ja kaum genießbar. Das Klügste wäre wohl, wenn er sich bis zur Landstraße durchschlüge und dann vielleicht hinunter in's Städtchen zu einem kräftigen Osterschoppen ginge. Er schraubte den Becher seiner Feldflasche wiederum auf, genehmigte einen weiteren Schluck und schlug sich seitwärts durch die Büsche nach der Landstraße.

Er erreichte den Weg nach verhältnißmäßig kurzer Zeit. Hier hatte man wenigstens festen Grund unter den Füßen. Wenn er tapfer ausschritt, konnte er in zwei Stunden drunten sein, zwei Stunden rasten bei einer Flasche Pontel canet, er schnalzte mit der Zunge — dann war er in zwei Stunden wieder zu Haus, gerade zur rechten Zeit zum Mittagessen.

Er stapfte kräftig vorwärts. Der Sonne glutrothe Scheibe hob sich höher und höher. Vor ihm in dem dicken Nebelschwaden blitzte es auf — aha, das war der Knopf der Kirche im Städtlein. Aber so leicht ließen sich die Nebel nicht vertreiben, sie stiegen wieder auf und schoben bald hier, bald da eine undurchdringliche Coulisse quer über die Straße. Dann erhob sich der eine Streif und zerflatterte im Sonnenlicht, der andere senkte sich, verdichtete sich und rollte sich gleich einer gewaltigen Kugel in die nächste Waldbichtung.

„Verrücktes Wetter,“ sprach der Förster vor sich hin, „ich möchte am liebsten wieder umkehren.“

Aber ehe er noch hinzukommen konnte, blieb er wie gebannt auf dem Fleck stehen. Ein Geräusch war zu ihm gedrungen. Ein Stampfen und Trampfen auf der Landstraße. Er horchte angestrengt, er legte die Hand hinters Ohr. Langsame, leise Schritte kamen ihm entgegen. . . Rechts im Unterholz krachten die dürren Fichtenzweige, da drängte sich wohl ein Reh durch das Gestrüpp auf der Flucht vor seinem Verfolger.

Der Förster riß die Flinte von der Schulter. „Ruhig, Dackl,“ befahl er noch, aber Dackl jagte in langen Sätzen die Straße entlang. So ein Halunke,“ schimpfte der Förster, „und das hat doch sonst 'nen scharfen Comment. . . .“

Er brachte die Flinte in Schußhöhe. Vor ihm aus dem Nebel trat eine Gestalt heraus in verschwommenen Umrissen — der Wilderer ohne Zweifel —, das Krachen im Unterholz wurde stärker, der Dackl schlug an in den schrillsten Tönen. . . .

„Halt!“ schrie der Förster, indem er hinter einem Baume Deckung suchte, „halt, das Gewehr weg oder ich schieße. . . .“

Der Kerl auf der Straße kümmerte sich um den Anruf gar nicht, er kam mit unheimlicher Schnelligkeit näher und immer näher.

„Halt!“ rief der Förster nochmals, „halt!“ — und legte schon den Zeigefinger an den Abzug.

Inzwischen hatte sich die Gestalt aus dem Nebel entwickelt.

„Herr,“ rief ihn ein junger Mann an, „wie können Sie mir denn Halt gebieten? Das ist eine freie Landstraße, da kann gehen, wer Lust hat, und sie haben gar nichts . . . Ach — Herr Oberförster Lindner, Sie sind's?“ brach er plötzlich ab. „Wenn Ihr Ding da losgegangen wäre, hätte es ein Malheur geben können.“

Der Oberförster hielt noch immer sein Gewehr im Anschlag. Da kam der Hund wie toll vor Freude zu ihm gesaust, aus dem Gebüsch trottete Ricke eiligst heran, so daß der Förster ein sehr verdutztes Gesicht schnitt.

„Osterüberraschung,“ meinte der junge Mann, mich scheint man hier oben immer noch zu kennen — nur Sie . . .“

„So, so, der Herr Maler Klinger,“ sagte der Förster, ich hielt sie für einen Wilddieb.

„Das weiß ich; aber ich bin doch nur hier herauf gekraxelt, um ein Dieb zu werden, allerdings kein Wild-, sondern ein Herzensdieb. Ihre Gertrud hats mir angethan. . . . Am liebsten aber möchte ich zwei aus Ihrer Familie heirathen, — die „Ricke“ nämlich auch mit.“

Am Abend wurde Verlobung gefeiert im Försterhause. Da drängte sich „Ricke“ in's Zimmer.

„Wo ist denn das Beest heute in aller Hergottsfrüh gewesen?“ fragte der Förster.

„Das ist kein „Beest,“ Papa,“ sagte Gertrud ganz ernsthaft, die „Ricke“ hat Menschenverstand; die muß deshalb hoch geachtet werden. Als ich den Brief von Karl erhielt, der mir seinen Besuch ankündigte, sagte ich der „Ricke“ leise in's Ohr: Paß auf, am ersten Osterfeiertage in der frühesten Frühe kommt Besuch. Maler Karl Klinger, der Dich schon so oft abkonterfeit hat. Dem mußt Du entgegenlaufen, — na, und hat nicht „Ricke“ ihre Pflicht erfüllt? Vor Tagesanbruch ist sie losgegangen; an der Stadtgrenze hat sie meinen Bräutigam erwartet, begrüßt und bis zu uns geleitet. . . .“

„Daß Dich das Donnerw . . .“ knurrte vergnügt der alte Förster, „mit dem Jägerlatein hats meine Tochter auch schon heraus. . . .“

Das Glück.

Hab' das Glück an dem Arm gefaßt;
„Warum willst enteilen?
Bist mir ein gar lieber Gast, —
Bitt' dich, zu verweilen!“
Sah's mich an mit strengem Blick,
Blieb ein Weilchen stehen.
Sprach: „Ihr wißt ja mit dem Glück
Gar nicht umzugehen!“

Moderne Dienstboten.

Hausfrau (zur neu eingetretenen Köchin): „. . . Ich muß Ihnen gleich sagen, daß wir Alle kein Bier, sondern Thee trinken. Das ist Ihnen doch recht?“ — Köchin: „Jawohl, Madam'! Ich bin schon früher 'mal bei einer bekehrten Säuferfamilie in Dienst gewesen!“